

Dietmar Hübner

# **Zehn Gebote für das philosophische Schreiben**

Ratschläge für Philosophie-Studierende  
zum Verfassen wissenschaftlicher Arbeiten

3., korrigierte und ergänzte Auflage

Vandenhoeck & Ruprecht

# Inhalt

## oder: Die zehn Gebote im Überblick

|  |    |
|--|----|
| Vorbemerkung .....                                     | 7  |
| <b>1. Das Thema</b> .....                              | 14 |
| oder: Du sollst die Sache zu deiner eigenen machen     |    |
| <b>2. Die Struktur</b> .....                           | 27 |
| oder: Du sollst dein Thema sich entfalten lassen       |    |
| <b>3. Die Gedankenführung</b> .....                    | 33 |
| oder: Du sollst keine Sätze planlos aneinanderreihen   |    |
| <b>4. Die Souveränität</b> .....                       | 41 |
| oder: Du sollst nie nur fremde Gedanken wiederholen    |    |
| <b>5. Das Urteil</b> .....                             | 50 |
| oder: Du sollst ein fairer Richter sein                |    |
| <b>6. Der Stil</b> .....                               | 58 |
| oder: Du sollst deine Sprache verfeinern               |    |
| <b>7. Die Korrektheit</b> .....                        | 64 |
| oder: Du sollst die Regeln beherrschen                 |    |
| <b>8. Das Internet</b> .....                           | 70 |
| oder: Du sollst dich nicht in Versuchung führen lassen |    |
| <b>9. Die Quellen</b> .....                            | 73 |
| oder: Du sollst die Diskussion aufgreifen              |    |
| <b>10. Die Formalia</b> .....                          | 82 |
| oder: Du sollst es deinem Leser leicht machen          |    |

# 1. Das Thema oder: Du sollst die Sache zu deiner eigenen machen

**1** Bei der Anfertigung einer ersten Seminar- oder Hausarbeit ergibt sich das Thema häufig von allein oder nach kurzer Rücksprache mit Ihrer Dozentin: Oft handelt es sich um die Diskussion eines selbstgewählten Textabschnitts oder um die Ausarbeitung eines vorab gehaltenen Referats. Bei Qualifikationsarbeiten (Bachelor-Arbeit, Master-Arbeit, Dissertation) ist die Themensuche in der Regel stärker Ihrem eigenen Engagement überlassen: Die Wahl des Themas stellt hier, bei aller Unterstützung und Beratung durch Ihre Betreuerin, einen ersten Bestandteil Ihrer eigenen Leistung dar und ist überdies erheblich folgenreicher für Sie (sie bestimmt größere Abschnitte Ihrer Lebenszeit, den abschließenden Erfolg Ihres Studiums und den Schwerpunkt Ihrer inhaltlichen Ausrichtung mit Blick auf Ihren weiteren Werdegang). Die folgenden Hinweise zu einer klugen Themenwahl beziehen sich daher vordringlich auf diesen Bereich der Qualifikationsarbeiten. Einige Aspekte sind allerdings auch bereits für die Konzeption Ihrer ersten Studienarbeiten relevant: Schon dort können Sie zumindest Weichenstellungen der inhaltlichen Anlage vornehmen. *Manche* Dozentinnen werden dies sogar ausdrücklich von Ihnen erwarten, und *jede* Dozentin weiß solche Eigeninitiative zu schätzen. Je bewusster Sie dies tun, desto besser sind Sie darauf vorbereitet, wenn Sie später vor der Themenwahl bei Ihrer Qualifikationsarbeit stehen. Keine Dozentin ist aufrichtig begeistert, wenn Sie zu ihr kommen, weil Sie „unbedingt bei ihr“ schreiben wollen, aber „noch gar nicht wissen worüber“.

Spätestens bei Qualifikationsarbeiten sollten Sie natürlich tunlichst ein Thema wählen, das Sie ernsthaft interessiert: Keine noch so strategische Orientierung an den vorherrschenden Trends der

Szene oder an den (vermeintlichen) Wünschen Ihrer Dozentin wird es aufwiegen können, wenn Sie sich zu einer Materie hinreißen lassen, für die Sie beim besten Willen keine Begeisterung aufbringen können. Gleichzeitig aber mögen gerade in Ihren eigenen Interessen gewisse Fallstricke lauern, die für Sie nicht vorhersehbar sind und die Ihre Dozentin (hoffentlich) in Absprache mit Ihnen ausräumen kann: Allzu exotische Nischenthemen und längst beackerte Fragestellungen, aber auch überehrgeizige Projekte oder schlicht abwegige Ideen sind, zumindest auf der Stufe von Qualifikationsarbeiten, tödlich. Eine Promotion zu Johann Jakob Windlings *Mitschrift der Logik-Vorlesungen seines Lehrers August Feltzenberg im Sommerhalbjahr 1815 zu Detmold* mag heimat- oder familiengeschichtlich für Sie von Bedeutung sein. Ihre akademische Karriere werden Sie damit aber in ein Stadium dauerhafter Überschaubarkeit versetzen. Ebenso mag Ihnen eine Bachelor-Arbeit über die *Geschichte des Wahrheitsbegriffs von den Vorsokratikern bis zur Analytischen Philosophie* attraktiv erscheinen. Gleichwohl ist von diesem Projekt abzuraten, solange Sie nicht ein Lebenszeit-Stipendium einwerben konnten. Auf dem akademischen Buchmarkt begegnet man übrigens gelegentlich Werken, welche diese beiden Irrwege auf virtuose Weise miteinander kombinieren: Der Haupttitel suggeriert eine Themenweite und Bearbeitungstiefe, vor der man in Ehrfurcht erstarren möchte, während der Untertitel diese Erwartungen in geradezu entwaffnender Redlichkeit wieder auf ein Maß äußerster Selbstbescheidung zurückschraubt. Diese Dynamik mag den speziellen Charme deutscher Geisteskultur zum Ausdruck bringen, kompromisslose Ausgriffe auf das Weltgesamt mit buchhalterischer Hingabe an das Detail zu verbinden. Das Ergebnis sind indessen Verlagskataloge mit Einträgen des Typs *Vernunft und Revolte. Briefe Friedrich Jacobis an seine Schwiegermutter 1778/79*.

Achten Sie kritisch darauf, welche Art von Interesse Sie an einem Thema nehmen: Manche Fragen bewegen Sie möglicher-

weise aufgrund von eigenem Erleben, etwa angesichts von Ereignissen in Ihrem persönlichen Umfeld oder von Entwicklungen im tagespolitischen Geschehen. Es ist sicherlich legitim, sich auf diese Weise von konkreten Begebenheiten und aktuellen Beobachtungen zur Philosophie führen zu lassen, und mitunter werden auch Ihre Dozentinnen und Dozenten solche Anschlüsse ausdrücklich suchen. Dennoch können derartige Themen mit Blick auf die Qualität Ihrer Arbeit gefährlich werden, etwa weil sie akademisch unergiebig sind oder Sie selbst keine unvoreingenommene Haltung zu Ihrer Frage einzunehmen imstande sind. Prüfen Sie sich also genau, weshalb Sie zu Tierschutz oder Kriegswesen arbeiten wollen: Es genügt nicht, dass Sie begeisterte Veganerin sind und Ihre Familie vom Fleischverzehr abhalten wollen. Es reicht nicht aus, dass Sie einen radikalen Pazifismus ablehnen und die öffentliche Wahrnehmung der Bundeswehr korrigieren möchten. Alles hängt davon ab, dass Sie an Ihren Fragestellungen ein spezifisch philosophisches Interesse entwickeln, d. h. sich für Probleme in den vorgetragenen Argumenten und den maßgeblichen Theorien begeistern. Mit Blick auf Arbeiten im Bereich der Ethik heißt das beispielsweise: Nicht jedes drängende moralische Problem liefert auch Stoff für eine fruchtbare ethische Auseinandersetzung. Dass himmelschreiendes Unrecht und beispiellose Dummheit in dieser Welt vorkommen, steht außer Frage. Aber interessante Themen für Sie als Philosophin oder Philosoph ergeben sich erst an den Stellen, wo *gerade nicht* ersichtlich ist, ob ein Unrecht geschieht, wo *gerade nicht* offenkundig ist, dass eine Dummheit begangen wird.

Auf die Frage, was das Thema Ihrer Arbeit ist, sollten Sie nicht nur entgegnen können, dass Sie „über das-und-das schreiben“. Spätestens im zweiten Satz Ihrer Antwort sollte klar werden, was Ihre zentrale These ist, was Ihre besondere Perspektive ausmacht, welche Fragen Sie klären wollen, an welchen Punkten Sie nicht locker lassen werden. Insbesondere sollte der Kern Ihrer Arbeit nicht in dem bestehen, was Ihnen immer schon fraglos richtig und völ-

lig einleuchtend erschien. Hieraus können Sie nichts entwickeln. Ansatzpunkt für Ihre Arbeit sollte vielmehr das Unverständliche, das Ungeklärte, das Offene, das Umstrittene sein. Ein gutes Thema ist das, was Ihnen gar nicht plausibel, gar nicht nachvollziehbar vorkommt. Ein gutes Thema ist das, worüber sich alle im Seminar uneinig waren, das, worin die Sekundärliteratur zutiefst zerstritten ist. *Ergiebig ist das, woran man sich reibt, nicht das, was einem wie Öl heruntergeht.*

Studierende weichen in ihren Seminar- und Qualifikationsarbeiten oftmals erkennbar den Schwierigkeiten aus, denen sie bei der Beschäftigung mit ihrer Materie begegnen. Sie schreiben um eigenartige Passagen herum, auf die sie in ihren Primärtexten gestoßen sind, sie verbergen die augenscheinlichen Uneinigkeiten, die sie in der Sekundärliteratur entdeckt haben. Dieses Verhalten gründet zumeist in der Angst, etwas nicht begriffen zu haben, was alle anderen ganz bestimmt verstehen, und in der Sorge, schlecht benotet zu werden, wenn das herauskommt. Tatsächlich aber geht eine solche Haltung völlig in die Irre und verbaut Ihnen den Weg zu einer gehaltvollen Arbeit. Denn gerade dort, wo man als Leser eines Textes irritiert ist, gerade dort, wo die Interpretationen der Literatur nicht zueinander passen, liegen die Schätze begraben. Natürlich müssen Sie sorgfältig prüfen, ob Ihre Unklarheiten bei genauerer Überlegung bestehen bleiben oder ob Sie bei Ihren Schwierigkeiten vielleicht einem vermeidbaren Missverständnis aufgesessen sind. Aber genau die Darstellung dieser Prüfung kann der Stoff Ihrer Arbeit sein. *Vermeiden Sie also nicht das Schwierige, sondern suchen Sie es.*

Dieser Grundsatz sollte Sie nicht überraschen: Auch wir Forschenden befassen uns in unseren Aufsätzen und Büchern mit den offenen Fragen, mit den verbliebenen Unklarheiten. Nur daraus gewinnen wir unseren Stoff, nur daher beziehen wir unsere Inspiration. Und es gibt keinen Grund, weshalb Sie anders verfahren sollten: Ihre Arbeit, egal ob Hausarbeit oder Dissertation, ist von echter

Forschungsarbeit nicht wesentlich verschieden, sondern Vorbereitung darauf bzw. Teil davon. Deshalb gilt das Gleiche auch für Sie.

Hieraus folgt, dass Ihre Lieblingsphilosophin oder Ihr Lieblingsgedanke für Sie zu einem Problem werden kann. Gewiss liegt es nahe, über den Autor zu schreiben, der Ihnen immer schon am besten gefallen hat, bzw. über die Theorie zu arbeiten, für die Sie sich stets am meisten begeistern konnten. Die Gefahr besteht jedoch, dass gerade deshalb dieser Autor, diese Theorie Ihnen keinen Stoff bietet, aus dem Sie nachhaltig schöpfen können. Das Ergebnis ist dann eine bloße Fleißarbeit, die sich in kraftlosen Paraphrasen erschöpft. Sie mögen Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* für das großartigste Werk halten, das jemals in der Philosophiegeschichte verfasst wurde. Aber der Effekt kann sein, dass Sie in Ihrer Arbeit nicht darüber hinauskommen, die einzelnen Abschnitte des Werks in der originalen Reihenfolge nachzuerzählen und diese Referate mit altvertrauten Zitaten zu spicken. Sie mögen den *metaethischen Kognitivismus* als die einzige Position ansehen, die innerhalb der modernen Moralphilosophie sinnvoll haltbar ist. Aber gerade deshalb kann es Ihnen widerfahren, dass Sie nur längst bekannte Argumente und Gegenargumente auflisten, ohne einen eigenen Beitrag zu der Debatte zustande zu bringen.

Wenn Sie sich also für Ihre Lieblingsphilosophin oder Ihren Lieblingsgedanken entscheiden, dann müssen Sie sich sofort klar darüber werden, was Sie mit Ihrer Arbeit bezwecken: Welche verborgenen Bezüge in dem Werk wollen Sie herausarbeiten, welche verbreiteten Fehleinschätzungen in der Diskussion wollen Sie korrigieren? Wenn Sie sich Cassirers *Philosophie der symbolischen Formen* vornehmen, dann klären Sie beispielsweise, wie sich seine Auffassung von Sprache zum Gedanken einer Idealsprache im logischen Empirismus oder zum Konzept der Normalsprache in der analytischen Philosophie verhält. Vergleichen Sie seine Vorstellung von Erkenntnis mit dem Begriff lebensweltlicher Erfahrung in der Phänomenologie oder mit den Typen wissenschaftlicher Methodik im Neukantianis-

mus. Wenn Sie den *metaethischen Kognitivismus* behandeln, dann zeigen Sie auf, wie der Unterschied zwischen einer sprachanalytischen und einer epistemologischen Deutung des Kognitivismus zu Missverständnissen und Fehleinstufungen bestimmter Positionen führt. Oder arbeiten Sie sich an den kognitivistischen Hauptvarianten Realismus und Konstruktivismus ab und prüfen Sie, ob und wie sich diese Varianten voneinander abgrenzen lassen.

Oft erweist es sich als fruchtbar, sich nicht auf eine Autorin oder eine Position zu beschränken, sondern verschiedene Entwürfe oder Strömungen, die sich einem gemeinsamen Thema widmen, in ein Verhältnis zueinander zu setzen. Vergleichen Sie Ihre Favoritin mit einem oder mehreren anderen Ansätzen, arbeiten Sie Gemeinsamkeiten und Kontraste heraus, machen Sie wechselseitige Ergänzungen und aufschlussreiche Korrekturen deutlich. Achten Sie aber auch hier darauf, dass Sie nicht einfach die verschiedenen Entwürfe nacheinander auflisten und uninspiriert an deren originalen Schwerpunkten und Einteilungen entlangschreiten. In diesem Fall leisten Sie nicht mehr, als zwei, drei oder vier kürzere Einzelarbeiten zu schreiben und bestenfalls mit einem Abschlusskapitel zu versehen, in dem Sie alles bisher Gesagte noch einmal wiederholen. Stattdessen muss *Ihr Kerngedanke*, *Ihre Vergleichsfolie* die Perspektive auf die Texte ständig prägen. *Ihre Idee*, diese Entwürfe miteinander zu verbinden, *Ihr Vorschlag*, eine Gegenüberstellung zwischen ihnen vorzunehmen, muss durchweg den erkennbaren Leitfaden für den Aufbau Ihrer Arbeit und für die Diskussion der behandelten Passagen liefern.

Grundsätzlich kann Ihre Arbeit einen von zwei Hauptwegen einschlagen: Sie kann vorrangig historisch oder vorrangig systematisch angelegt sein. 2

Wenn Sie Ihre Arbeit *historisch* ausrichten, bedeutet dies, dass Sie einen oder mehrere Autoren oder Texte ins Zentrum Ihrer

Überlegungen stellen, die dort vorgefundenen Gedanken herausarbeiten und sie auf ihren genauen Gehalt hin analysieren. Diese Variante hat zunächst den Vorteil, dass Sie rasch eine gewisse „Bodenhaftung“ erreichen: Sie wissen frühzeitig, was Sie lesen müssen, Sie haben schnell herausgefunden, welche Primärtexte und welche Sekundärwerke auf Ihrem Schreibtisch zu liegen haben, und es wird immer „etwas zu schreiben da sein“, auch wenn Sie zwischenzeitlich wenig inspiriert sein sollten.

Wenn Sie demgegenüber eine *systematische* Arbeit entwerfen, heißt dies, dass Sie nicht bestimmte Philosophen oder einzelne Schriften in den eigenen Fokus rücken, sondern ein allgemeines Problem oder einen zentralen Begriff bearbeiten. Diese Variante hat den Charme, dass Sie womöglich zügiger Ihre eigenen Gedanken entwickeln können: Sie sind freier in der Festlegung der inhaltlichen Schwerpunkte, und Sie sind unabhängiger in der Auswahl des behandelten Materials.

Welche der beiden Varianten Ihnen mehr zusagt, die historische oder die systematische, hängt letztlich von Ihrem Naturell ab. In jedem Fall aber muss Ihnen unbedingt und jederzeit bewusst sein, welche Konzeption Sie verfolgen. Denn die Anforderungen in beiden Gebieten sind sehr unterschiedlich. Und wenn Sie den jeweiligen Standard verfehlen, werden Sie keine überzeugende Leistung abliefern.

Eine historische These ist etwas ganz anderes als eine systematische These: Es ist *eine Sache* zu behaupten, dass Schellings Naturphilosophie maßgeblich von Spinoza beeinflusst wurde. Es ist eine *andere Sache* zu behaupten, dass ein konsistenter Naturbegriff notwendig menschliche und außermenschliche Natur in Beziehung zueinander setzen muss. Entsprechend verlangen historische Thesen ganz andere Formen der Begründung als systematische Thesen: Im ersten Fall müssen Sie die begrifflichen und argumentativen Spuren von Spinoza in Schellings Schriften nachweisen (vielleicht auch in Briefen und Selbstzeugnissen entsprechende Belege auf-

spüren). Im zweiten Fall müssen Sie allgemeingültige Zusammenhänge herausarbeiten und untermauern (etwa indem Sie bei der Einbettung des Menschen in die Natur ansetzen und hierdurch seine Selbstverhältnisse als Naturverhältnisse rekonstruieren).

Dieser grundsätzliche Unterschied zwischen historischen und systematischen Ansätzen darf indessen nicht dazu führen, das philosophische Denken, das in beiden gefordert ist, auf die eine oder andere Weise zu verkürzen: In beiden Fällen betreiben Sie Philosophie, und deshalb sind in beiden Fällen sowohl die Perspektive der inhaltlichen Richtigkeit als auch das Bewusstsein der gedanklichen Einbindung unerlässlich.

Wer historisch arbeitet, sollte sich keinesfalls „einigeln“, indem er jegliche Frage nach der systematischen Qualität der diskutierten Gedanken achselzuckend beiseiteschiebt. Wenn Sie in Ihrer Arbeit zu Schellings Naturphilosophie nicht im Mindesten darauf eingehen, ob seine Problemstellungen nachvollziehbar und seine Lösungsversuche stimmig sind, werden Sie nicht nur wenig Interesse bei Ihren Leserinnen finden. Sie werden zudem kaum in der Lage sein, einen stringenten Leitfaden für Ihre Untersuchung zu entwickeln und originelle Schwerpunkte in der Durchführung zu legen. Auch eine historische Arbeit gewinnt ihre Struktur und ihre Dynamik ganz wesentlich daraus, dass sie die behandelten Gedanken auf ihre Überzeugungskraft hin befragt. Ihr vordringliches Anliegen mag sein, eine fremde Argumentation nachzuzeichnen und zu explizieren. Aber gerade dies können Sie in bemerkenswerter und tiefgründiger Weise nur leisten, wenn Sie diese Argumentation auf ihre Stichhaltigkeit und Schlüssigkeit hin prüfen. Nur in diesem Horizont der Stichhaltigkeit können Sie begründen, *welche* Positionen und Argumente des Autors überhaupt so bedeutsam oder ungewöhnlich sind, dass Sie sie näher untersuchen wollen. Nur in dieser Perspektive der Schlüssigkeit können Sie aufzeigen, *weshalb* sich die Gedanken und Folgerungen des Autors so aneinanderfügen, wie sie es tun. Ohne jegliche Beurteilung der inhalt-

lichen Aussagen lässt sich letztlich nicht verständlich machen, wieso ein Autor eine bestimmte Fragestellung überhaupt bearbeitet, welchen Problemen er dabei begegnet und mit welchen Gedanken er darauf reagiert, weswegen er manche Entwürfe seiner Vorgänger aufgreift und andere verwirft, wie seine eigenen Konzeptionen in der Tradition fortgeführt werden oder wo man sich von ihm abwendet. Ohne jede inhaltliche Stellungnahme zu den untersuchten Behauptungen können Sie nicht erklären, warum Sie gerade diesen Autor und ausgerechnet jenes Werk ausgewählt haben, welche Thesen und welche Passagen bemerkenswert und interpretationsbedürftig sind, was wichtig ist und was nicht weiter diskutiert werden muss.

Leider gibt es auch auf höheren akademischen Ebenen Tendenzen, solche systematischen Fragen gänzlich auszusparen. Dies geschieht nicht selten in dem Gestus, dass es vermessen wäre, an historische Größen der Philosophie mit gegenwärtigen Erkenntnisinteressen oder gar Erkenntnismaßstäben heranzutreten. Das Gegenteil ist richtig: Wer sich einem historischen Autor ohne systematisches Problembewusstsein nähert, verrät gerade das Anliegen des angeblich so verehrten Autors. Denn dieser wollte sicherlich nichts anderes tun, als wichtige Fragen stellen und gute Antworten darauf geben. Und gewiss hat er ernsthaft gehofft, hiermit auf inhaltlich interessierte Hörer zu stoßen statt allein auf ehrfurchtsvolle Nachbeter.

Umgekehrt darf derjenige, der systematisch arbeitet, sich nicht „abspalten“, indem er glaubt, ohne jegliche historische Anbindung seine eigene Theorie schmieden zu können. Wenn Sie Ihre Arbeit zum Naturbegriff schreiben, können Sie sich nicht auf Ihre privaten Bauernhoferlebnisse und Ihre individuellen Biologiekenntnisse stützen. Dies liegt zunächst ganz einfach daran, dass schon Hunderte *anderer Denker* sich mit diesem Problemkreis befasst haben. Es wäre großwahnsinnig von Ihnen zu glauben, dass diese anderen Denker nicht bereits wertvolle Arbeit in dem Gebiet geleistet

hätten, auf das Sie sich begeben wollen. Die Gefahr, sich hierbei lächerlich zu machen, indem man das Rad neu erfindet oder einfach auf Unfug verfällt, ist ganz erheblich. Es liegt aber auch daran, dass Philosophie letztlich *ein Dialog* ist. Ihrem Wesen nach lebt sie davon, dass die Teilnehmenden eines Jahrtausende währenden Gesprächs im steten Wechsel Gesagtes aufgreifen und Eigenes hinzufügen. Wenn Sie sich in diesen Diskurs einschalten, ist es schlichtweg eine Frage des kommunikativen Anstands, zunächst einmal zuzuhören und dann erst mitzureden.

Gerade unerfahrene Studierende neigen gelegentlich dazu, mit eigenen Vorstellungen vorzupreschen und dabei voller Überzeugung zu sein, dass dies bestimmt noch nie zuvor so klar und so richtig gedacht worden sei. Oft stecken dahinter eine begrüßenswerte gedankliche Energie und eine hohe geistige Eigenständigkeit. Wahrscheinlich ist der Drang, alles noch einmal ganz von vorn und ganz neu zu durchdenken, ohnehin eine charakteristische Triebfeder philosophischer Arbeit. Mindestens ebenso wichtig für Sie als Philosophin oder Philosoph ist aber die Fähigkeit, achtungsvoll fremde Gedanken wahrzunehmen und sich offen auf die Argumente anderer einzulassen. Natürlich droht hier gelegentlich Enttäuschung: Zuweilen muss man erkennen, dass die eigene Überlegung doch nicht so originell ist, wie man dachte, oder dass sie längst von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern widerlegt wurde, die sich mit ihr beschäftigt haben. Dies ist eine Erfahrung, mit der jede Philosophin und jeder Philosoph schon einmal fertig werden musste. Sie werden ihr aber nicht entgehen, indem Sie sich von ihr abzuschirmen versuchen.

Gleichgültig also, ob Sie eine primär historisch oder eine primär systematisch ausgerichtete Arbeit angehen, Sie werden in jedem Fall auf Quellen zurückgreifen. Manchmal haben Sie eine bestimmte Primärautorin als Bezugspunkt oder einen eindeutigen Haupttext als Untersuchungsgegenstand. Manchmal werden Sie eine Vielzahl von Ansätzen und Schriften berücksichtigen müs-

sen. Manchmal auch kann sich ein überschaubares Set von Namen und Werken in den Vordergrund schieben und eine detailliertere Darstellung ihrer jeweiligen Positionen nahelegen: Mitunter bietet es sich an, ein übergreifendes Konzept zu entwickeln, das sich in bestimmte Unterbereiche entfaltet, und diese Unterbereiche jeweils durch eine bestimmte Autorin oder einen bestimmten Text repräsentieren zu lassen. Das Ergebnis ist dann eine integrierende Darstellung, in der bestimmte Philosophinnen oder Bücher in ein umfassendes Problemfeld eingefügt werden und genau zugewiesene Schwerpunkte darin abdecken. Beispielsweise schreiben Sie (mit primär historischem Interesse) über klassische Vertragstheorien und widmen sich dann in längeren Unterkapiteln den Entwürfen von Hobbes, Locke und Rousseau. Oder Sie arbeiten (mit primär systematischem Interesse) zu unterschiedlichen Kausalitätsbegriffen und befassen sich dann in mehreren Hauptteilen mit den Vorschlägen von Hume, Mackie und Cartwright. Diese Konzeption liegt nahe für eine Wissenschaft wie die Philosophie, die auf eine lange Geschichte zurückblicken kann und vergangene Entwürfe gern für neue Fragestellungen fruchtbar macht. Entsprechend wird dieses Verfahren durchaus nicht nur in Qualifikationsarbeiten, sondern gelegentlich auch von etablierten Autorinnen der modernen Philosophie verfolgt.

Bei alledem gilt: Verzetteln Sie sich nicht. Wählen Sie nicht zu viele Autorinnen, schlagen Sie keine zu großen Bögen. Sonst bleibt Ihre Arbeit, bei allem aufgebrachten Fleiß und allen durchwachten Nächten, oberflächlich und wirr. Es ist für Dozentinnen und Dozenten zuweilen tragisch zu sehen, wie gerade ambitionierte Studierende sich gelegentlich bei der Themenwahl überheben und nach langer harter Arbeit nur eine Kette von seichten Kurzreferaten als Abschlussarbeit vorlegen können. Es kommt immens viel darauf an, gute Akzente zu setzen und diese in der Arbeit auch konsequent durchzuhalten. Nehmen Sie sich daher lieber ein paar Tage oder auch Wochen mehr Zeit, um Ihr Thema sorgfältig auszu-

suchen und genau zu bestimmen. Es wird sich auszahlen, wenn Sie dafür nicht zu einem späteren Zeitpunkt alles umwerfen müssen oder sich auf dem einmal eingeschlagenen Weg zuletzt verlieren.

Bei Haus- und Seminararbeiten sind ähnliche Überlegungen zumindest „im Kleinen“ angebracht. Wie eingangs erwähnt ist das Thema in diesen Fällen zwar häufig vorgegeben: Oft geht es darum, einen bestimmten Textabschnitt, der möglicherweise bereits Gegenstand eines vorausgehenden Referats war, noch einmal in schriftlicher Form zu bearbeiten. Aber auch hier sollten Sie über eine bloße Paraphrase hinauskommen und eine eigene Perspektive entwickeln.

Machen Sie sich also klar: Welches Problem behandelt die Autorin in dem Textauszug? Was will sie zeigen, warum ist ihr dies wichtig, wo sind die Schwachstellen ihrer Argumentation, welches sind die Alternativen zu ihrer Auffassung? Biographisches oder Textgeschichtliches darf hierbei kein Selbstzweck sein, sondern nur insoweit einfließen, wie es unmittelbar dem Verständnis der behandelten Auszüge dient. Klären Sie, welche Funktion diese Passagen im Gesamttext erfüllen: Warum widmet sich die Autorin gerade an dieser Stelle ausgerechnet diesem Problem? Und wie geht sie es genau an? Enthüllen Sie ihre Architektur, entschlüsseln Sie ihre Strategie.

Schreiben Sie immer aus der Vogelperspektive, nicht aus der Froschperspektive: Stellen Sie den Text aus einer Position gefestigten Überblicks dar, von der aus sich seine Wendungen zu einem sinnvollen Ganzen fügen. Verfassen Sie keinen mitlaufenden Lektürebericht, der sich von jedem neuen Gedanken der Autorin wie von etwas gänzlich Unerwartetem mitreißen lässt, sondern zeichnen Sie eine Karte, in der ihre Konzepte und Argumente übersichtlich verzeichnet sind. Natürlich darf diese Position des Überblicks nicht in Oberflächlichkeit münden: Fliegen Sie wie ein Vogel und

schauen Sie wie ein Falke. Abstand zum Gesamtkonzept soll Ihre Position, Scharfblick für die Details muss Ihre Qualität sein.

Für all Ihr Schreiben gilt: Zählen Sie nicht auf, sondern argumentieren Sie. Genau das können Sie aber nur, wenn Sie dem behandelten Text kritisch gegenüberstehen, wenn Sie sich an den besprochenen Gedanken reiben. Das bedeutet nicht, dass Sie eine ablehnende Haltung einnehmen oder sich in kleinlichen Mäkelchen verlieren sollen. Aber es bedeutet, dass Sie erkennen und aufzeigen müssen, was daran gerade nicht selbstverständlich ist, was man auch anders sehen könnte. Nur dies kann Sie zum Kern des Werkes, zum Wesen der Theorie führen. Verfallen Sie also nie in bloße Nacherzählungen, sondern machen Sie deutlich: Was ist das Besondere an der Autorin, was ist das Eigentümliche an der Idee? Welche Gegenpositionen gibt es, worin liegt die Einzigartigkeit? Nur vor einem solchen Hintergrund kann der Text, der Gedanke überhaupt eine Bedeutung für die Philosophie haben. Und nur diese Bedeutung kann Ihnen das Thema Ihrer Arbeit liefern.

### 3. Die Gedankenführung oder: Du sollst keine Sätze planlos aneinanderreihen

Sehr viel schwieriger, als eine überzeugende Struktur für die Gesamtarbeit anzulegen, ist für viele Studierende, eine stringente Gedankenfolge in den Einzelabschnitten durchzuhalten. Dozentinnen und Gutachter erleben oft böse Überraschungen und leidvolle Stunden, in denen sie sich durch Kapitel und Absätze quälen müssen, die Argumentationsbrocken ohne erkennbare Linie aufeinanderschichten und Sätze ohne nachvollziehbaren Zusammenhang aneinanderreihen.

Die wesentliche Qualität Ihrer Arbeit muss in einer klaren Gedankenführung liegen. Dies gilt auf allen Ebenen, über sämtliche Größenordnungen hinweg: Der Gesamttext sollte eine greifbare These enthalten, die Sie in vier verständlichen Sätzen mitteilen können, auch dann, wenn es sich um ein komplexes Thema handelt. Diese Fähigkeit ist notwendiger Ausdruck dafür, dass Sie in jedem Moment Ihrer Arbeit wissen, was Sie tun. Und nur wenn Sie das wissen, sind Sie imstande, diese Arbeit tatsächlich durchzuführen. (In fortgeschrittenen Stadien werden Sie solche Zusammenfassungen auch ganz konkret abliefern müssen, spätestens wenn Ihr Verlagslektor bis morgen Abend einen Klappentext von Ihnen braucht.) Die Kapitel sollten sich daraus ergeben, dass Sie Ihre These in einem erkennbaren Bogen entfalten. Einzelne Abschnitte wiederum sind dazu da, kleinere Einheiten mit eindeutig benennbarem Inhalt abzuhandeln. Idealerweise entwickelt jedes Kapitel, jeder Abschnitt genau einen sauber umrissenen Untergedanken. (Eben dafür gibt es diese Einteilungen schließlich.)

**2** Nicht zuletzt geht es aber auch um die Binnenlogik im einzelnen Absatz. Und hier zeigen viele Studierende größte Schwierigkeiten, wie das folgende Beispiel andeutet:

Kants Kategorienlehre steht im Zentrum seiner transzendentalen Logik. Vorher hat Kant in der transzendentalen Ästhetik gezeigt, dass Raum und Zeit die apriorischen Strukturen der Sinnlichkeit sind. In der Analytik führt er zunächst die Urteilstafel ein. Die Kategorien sind deshalb wichtig für Kant, weil sie die reinen Verstandesbegriffe sind. Neben der Analytik der Begriffe (d. h. der Kategorien, die sich aus der Urteilstafel erheben lassen) gibt es auch eine Analytik der Grundsätze, die hier aber nicht untersucht werden soll. Diese Grundsätze sind deshalb gültig für alle Erfahrungsgegenstände, weil die Kategorien objektiv gültig für jede mögliche Erfahrung sind. Im Zentrum dieser Arbeit stehen die Kategorien, die Kant auch als „reine Verstandesbegriffe“ bezeichnet. Ideen haben demgegenüber bei Kant nur regulativen Status. Hinzu kommen die reinen Anschauungsformen, Raum und Zeit, die gemäß der Ästhetik konstitutiv für die Erscheinungen sind. Die Ideen sind die apriorischen Strukturen der Vernunft. Der konstitutive Status der Kategorien für die Erfahrung ist Thema des zweiten Hauptstücks der Analytik, der transzendentalen Deduktion. Die Ideen werden in der Dialektik behandelt und auch als „reine Vernunftbegriffe“ bezeichnet.

Diese Sätze sind allesamt korrekt, aber sie stehen in keinerlei Zusammenhang. Sie bilden einen Wust von Einzelaussagen, an deren Ende man beim Anfang wieder herauskommt, ohne zu wissen, was man zwischenzeitlich gelesen hat. Ganz deutlich hat die Disziplin gefehlt, die separaten Aspekte in einen logischen Gedankengang zu integrieren, der nicht nur korrekte Behauptungen aneinanderreihet, sondern eine zielgerichtete Überlegung entfaltet. Hier ein Vorschlag, wie die Inhalte des Beispiels in eine nachvollziehbare Ordnung zu bringen wären:

In der *transzendentalen Ästhetik* befasst sich Kant mit der Sinnlichkeit. Insbesondere weist er nach, dass die reinen Anschauungsformen (Raum und Zeit) erstens apriorische Strukturen dieser Sinnlichkeit sind und zweitens konstitutiven Status für die Erscheinungen haben. In der *transzendentalen Logik* widmet er sich den beiden verbliebenen Ebenen des menschlichen Erkenntnisvermögens, nämlich Verstand und Vernunft. In der *transzendentalen Analytik* geht es um den Verstand und seine apriorischen Strukturen (die reinen Verstandesbegriffe bzw. „Kategorien“), in der *transzendentalen Dialektik* werden die Vernunft und ihre apriorischen Formen behandelt (die reinen Vernunftbegriffe bzw. „Ideen“). Dabei zeigt sich, dass die Kategorien wiederum konstitutiven Status für die Erfahrung beanspruchen können, während die Ideen allein regulative Funktion haben. Im Folgenden wird Kants Kategorienlehre im Vordergrund stehen. Diese arbeitet er in drei Schritten aus, die von den Urteilen über die Begriffe zu den Grundsätzen führen: Im ersten Schritt, der *metaphysischen Deduktion*, gewinnt er aus der Urteilstafel die Kategorien als apriorische Erkenntnisstrukturen des Verstandes. Im zweiten Schritt, der *transzendentalen Deduktion*, weist er den konstitutiven Status der reinen Verstandesbegriffe für die Erfahrung nach. Im dritten Schritt schließlich, der *Analytik der Grundsätze*, werden aus der objektiven Gültigkeit der Kategorien für jede Erfahrung bestimmte allgemeine Prinzipien mit notwendiger Gültigkeit für die Erfahrungsgegenstände erhoben.

Dass in dieser Version mit Kursivdruck gearbeitet wurde, ist kein Zufall: Hervorhebungen können erheblich zur Übersichtlichkeit eines Absatzes beitragen. Man sollte *allerdings* darauf *achten*, dass sie *nicht überhandnehmen*, weil sonst ihr *ordnender* Effekt *gleich* wieder *verloren geht*. Zudem könnten sie in einem unstrukturierten Absatz wie der Originalversion wenig ausrichten, da es kaum hilfreich ist, in einem Chaos noch Schlaglichter zu setzen. Beachten Sie auch, dass die verbesserte Fassung mit Aufzählungen operiert: Die drei Schritte, die angekündigt werden, folgen in der Tat

in genau dieser Reihenfolge und mit klar artikulierten Inhalten. Es spricht nichts dagegen, an solchen Stellen zusätzlich Nummerierungen einzufügen. Dies hilft (a) Ihrem Leser bei der Zuordnung und (b) Ihnen selbst bei der Sortierung.

Absätze ohne klare Ordnung sind gedankliche Friedhöfe, weil sie statt einer lebendigen Beziehung zwischen den einzelnen Sätzen nur eine statische Reihung von isolierten Thesen bieten. Noch schlimmer sind freilich Passagen wie die folgende, in denen es von Untoten wimmelt:

Im Zentrum von Rawls' Theorie steht das Gedankenexperiment eines Urzustands, in dem die Teilnehmer über die künftigen Grundsätze jener Gesellschaft entscheiden müssen, der sie selbst einmal angehören werden. Es handelt sich also um eine Entscheidung unter Ungewissheit, welche Rolle sie in jener künftigen Gesellschaft einnehmen werden. Obwohl Rawls diese Rollen nicht genauer charakterisiert, kann man sich den Prozess wie ein Auslosungsverfahren vorstellen, in dem die verschiedenen Positionen zugeteilt werden, das aber erst im Anschluss an die Entscheidung stattfindet. Deshalb stellt sich Rawls selbst auch in die Tradition der Vertragstheorien, etwa bei Hobbes oder Locke. Trotzdem muss beachtet werden, dass ähnliche Überlegungen schon vor Rawls durch John Harsanyi skizziert wurden. Allerdings befinden sich die Teilnehmer bei Rawls hinter einem „Schleier des Nichtwissens“, ohne dass Einigkeit unter Rawls' Kritikern herrscht, wie er die genaue „Dichte“ seines Schleiers rechtfertigen kann. Auch das Maximin-Prinzip, das Rawls anwendet, findet sich in der klassischen Literatur zur Entscheidungstheorie, obwohl Rawls seine Wahlsituation anders formuliert als Harsanyi. Denn Harsanyi leitet den Utilitarismus als Verteilungsprinzip her, was aber damit zusammenhängt, dass er eine Erwartungswert-Maximierung für das Handeln unter Risiko bevorzugt.

Die einzelnen Sätze bzw. Teilsätze in diesem Abschnitt sind für sich genommen wieder durchweg richtig. Aber nun sind sie übereifrig

mit Verbindungswörtern zusammengekittet worden, die ihrer tatsächlichen logischen Struktur überhaupt nicht entsprechen: Sätze werden mit „also“, „deshalb“ und „denn“ verknüpft, ohne dass eine Begründungsbeziehung zwischen ihnen besteht. Es tauchen „obwohl“, „trotzdem“ und „allerdings“ auf, ohne dass ein Gegensatz zwischen den entsprechenden Gliedern zu finden wäre. In ihrem Gefüge sind die Sätze dieses Absatzes daher schlichtweg falsch: Es handelt sich nicht „also“ um eine Entscheidung unter Ungewissheit, weil Rawls das Gedankenexperiment einer Grundsatzwahl entwirft. Der Prozess ist nicht als Auslosungsverfahren vorstellbar, „obwohl“ Rawls die Rollen nicht genauer charakterisiert. Der Leser wird hochgradig irritiert, weil er durch jene fehlerhaften Verbindungswörter auf einen bestimmten logischen Zusammenhang eingestimmt wird, der sich überhaupt nicht einstellt. Die Lektüre wird dadurch unendlich mühsam und teilweise geradezu benebelnd. Irgendwann muss den Leser der Eindruck beschleichen, dass der Verfasser gar nicht weiß, was eine Begründung bzw. ein Gegensatz ist. Hier eine Fassung des gleichen Inhalts, nun mit gewissen Umstellungen, ein paar Auslassungen und Ergänzungen sowie, vor allem, sinngerechten Verknüpfungen:

Im Zentrum von Rawls' Theorie steht das Gedankenexperiment eines Urzustands, in dem die Teilnehmer über die künftigen Grundsätze jener Gesellschaft entscheiden müssen, der sie selbst einmal angehören werden. Genauer handelt es sich um eine Entscheidung unter Ungewissheit, da die Teilnehmer sich hinter einem „Schleier des Nichtwissens“ befinden, der ihre eigene künftige Position vor ihnen verbirgt. Man kann sich den Prozess so vorstellen, dass die Teilnehmer zunächst eine Gesellschaft wählen und anschließend über ein Auslosungsverfahren ihre Rollen darin zugewiesen bekommen. Eine ähnliche Überlegung hat vor Rawls bereits John Harsanyi skizziert, der die Wahlsituation im Urzustand allerdings abweichend formuliert und entsprechend zu einem anderen Ergebnis für die Grundsätze findet: Harsanyi fasst den

Urzustand als eine Situation des Handelns unter Risiko, und da er für diese Situation eine Erwartungswert-Maximierung als Entscheidungsprinzip bevorzugt, leitet er den Utilitarismus als Verteilungsgrundsatz her. Rawls hingegen geht von einer Situation des Handelns unter Unsicherheit aus und wendet hierauf die Maximin-Regel als Entscheidungsprinzip an. Dabei herrscht unter Rawls' Kritikern keine Einigkeit, ob und wie er die größere „Dichte“ seines „Schleiers des Nichtwissens“ gegenüber der Version von Harsanyi rechtfertigen kann.

Denken Sie daran: Selbst der kleinste Absatz bildet niemals nur eine Aneinanderreihung. Selbst zwei einzelne aufeinanderfolgende Sätze stehen in irgendeinem argumentativen Verhältnis zueinander. Und dieses Verhältnis muss logisch korrekt kenntlich gemacht werden. Der zweite Satz liefert die Begründung für den ersten („weil“, „denn“), oder beide führen vom Allgemeinen zum Speziellen („insbesondere“, „beispielsweise“). Sie sind Teile einer zuvor angekündigten Auflistung („erstens“, „zweitens“), oder sie bringen ein Problem schrittweise zu größerer Klarheit („genauer“, „näher betrachtet“).

Sobald Sie merken, dass Sie die Reihenfolge Ihrer Sätze in einem Absatz vertauschen können, sollten Sie misstrauisch werden: Diese Beliebigkeit der Position zeigt meist an, dass Sie keine sichere Gedankenführung mehr haben und nicht wissen, was Sie eigentlich sagen wollen. *Sie sagen aber mit Ihrem Schreiben etwas.* Und Sie sollten sich immer in die Rolle dessen versetzen, der Ihre Texte liest und dabei nicht in Ihr Gehirn schauen kann: *Ihr Leser hat nur Ihre Sätze.* Mit diesen Sätzen müssen Sie ihn an der Hand nehmen und durch Ihre Gedankenwelt führen.

Schlechte Gedankenführung gründet oftmals darin, dass man gewissermaßen im eigenen Kopf hängen geblieben ist. In diesem eigenen Kopf sind die Gedanken zumeist gleichzeitig und unsortiert, und genauso gibt man sie dann zunächst wieder. Was dabei fehlt, sind die Bereitschaft und die Fähigkeit, sich in den jeweiligen

Leser hineinzusetzen. Dieser Leser muss Ihnen *folgen* können und Sie *verstehen*, und dafür muss Ihr Text sich durch *Abfolge* und *Verständlichkeit* auszeichnen. Daran ändert sich nichts, wenn dieser Leser Ihre Dozentin oder Ihre Betreuerin sein sollte, die womöglich alle der von Ihnen diskutierten Positionen bestens kennt und sogar sämtliche Ihrer Überlegungen vorab mit Ihnen besprochen hat. Auch sie erwartet, eine nachvollziehbare Argumentation vorzufinden, und wird Ihre Arbeit danach bewerten, ob sie diesem Maßstab gerecht wird. Sie sollen nicht nur *Gedanken* hinschreiben. Sie müssen einen *Gedankengang* zu Papier bringen.

Ein hilfreicher Tipp: Lassen Sie Ihre Texte eine Weile liegen und lesen Sie sie dann noch einmal, und zwar mit der vorbehaltlosen Bereitschaft, umzuschreiben und auszudünnen. Dieses Verfahren kann für Sie zwar etwas langwierig werden. Für Ihren Text kann es aber nur vorteilhaft sein. Erstens kann es helfen herauszufinden, ob Ihre Gedankenführung auch für den Leser nachvollziehbar ist. Ohne genügenden Abstand schmoren Sie zu sehr im eigenen Saft und können kein Gespür dafür entwickeln, welche Ihrer Wendungen schlüssig und welche verstiegen sind. Zweitens kann es helfen, einen ernsthaften Vorsatz der Straffung und Vereinfachung sowie den Willen zum Abwerfen von Überflüssigem zu entwickeln. Ohne hinreichende Distanz sind Sie zu verliebt in Ihre Arbeit und halten alles, was Ihnen eingefallen ist, für unverzichtbar. Texte müssen gären, wie ein guter Wein. Dies liefert natürlich ein weiteres Argument dafür, dass Sie früh genug mit Ihrer Arbeit beginnen sollten (vgl. das 2. Gebot).

Ebenfalls eine gute Methode: Geben Sie Ihren Text vorab Dritten zu lesen, beispielsweise jemandem aus dem Kreis Ihrer Kommilitoninnen. Der Sinn einer Universität besteht gerade darin, seine gedanklichen Versuche mit anderen Gleichgesinnten zu teilen. Nicht umsonst ist dieser kritische Austausch auch auf höhe-

ren akademischen Ebenen etabliert: Er ist der einzige Zweck von internen Institutskolloquien und von wissenschaftlichen Fachkonferenzen (selbst wenn deren Teilnehmende sich dieses Sinns nicht immer bewusst sind). Am besten beginnen Sie diese Kommunikation bereits in Ihrem Studium. Lesen Sie die Arbeiten Ihrer Mitstudentinnen, und lassen Sie Ihre eigenen Texte von Ihren Kollegen gegenlesen. Auch Fachfremde kommen als Ratgeber in Frage. Sogar Personen außerhalb des wissenschaftlichen Betriebs können ein wertvolles Korrektiv sein: Laien werden zwar möglicherweise nicht alles begreifen, was Sie schreiben, aber manchmal ist gerade das Unverständnis unbefangener Leserinnen und Leser ein ernsthafter Hinweis auf echte Unverständlichkeiten Ihres Textes (und auf eigene Unverständlichkeit bilden sich nur Narren etwas ein). Wenn Ihr Vater oder Ihre Freundin nicht dahinterkommt, was Sie mit einer Passage meinen, so muss dies nicht daran liegen, dass Sie in Ihrer Disziplin schon zu weit fortgeschritten sind. Es kann auch daran liegen, dass Sie Ihre Gedanken nicht klar zu Papier gebracht haben, dass Ihre Gegenüberstellungen unscharf bleiben, dass Ihre Argumente sich nicht mitteilen, dass Ihre Schlussfolgerungen unstimmig sind.